

# Identität und Arbeit<sup>1</sup>

Zum Verständnis der Bezüge in Wissenschaft und Alltag

Ernst-Hartmut Hoff

## 1. Einleitung

Zu Beginn dieses Beitrags soll darauf aufmerksam gemacht werden, wie häufig wir in unseren alltäglichen Gesprächen den Zusammenhang zwischen Identität und Arbeit fast selbstverständlich unterstellen, ihn ständig konstituieren und über ihn nachdenken, auch wenn wir dabei den Begriff „Identität“ nicht ausdrücklich verwenden. Dazu erscheint es mir sinnvoll, wenn der Leser zwei kleine Gedankenspiele durchführt bzw. sich selbst stillschweigend folgende Fragen beantwortet (vgl. dazu auch Arnold 1986, S. 119 ff.).

*Das erste Gedankenspiel:* Stellen Sie sich bitte vor, Sie kommen mit einem Menschen, den Sie nicht kennen, in ein sehr anregendes Gespräch. Ihr Gesprächspartner ist anscheinend an Ihnen als Person interessiert und fragt Sie deshalb: „Wer sind Sie eigentlich? Und was machen Sie?“ Würden Sie daraufhin spontan antworten? Was würden Sie dann sagen?

*Das zweite Gedankenspiel:* Stellen Sie sich bitte die umgekehrte Konstellation vor. Sie sind Ihrerseits neugierig und fragen Ihren Gesprächspartner, wer er eigentlich sei und was er mache. Daraufhin haben Sie den Eindruck, daß ihr Gesprächspartner nachdenklich wird. Er antwortet möglicherweise zögerlich oder gar vage und ausweichend. Mit welchen Antworten würden Sie hier rechnen, und welche Vermutungen würden Sie damit verbinden?

Als Autor dieses Artikels kann ich nun natürlich nicht wissen, ob sich jeder Leser wirklich auf das erste Gedankenspiel eingelassen hat und wie er hier für sich geantwortet hat. Mit der Frage, was man mache, wird jedoch in der Re-

gel um Auskunft darüber gebeten, was man *beruflich* mache. Ich vermute also, daß viele Leser entsprechend spontan mit der Angabe Ihres Berufes geantwortet haben. Dabei ist vielleicht klargeworden, mit welcher Selbstverständlichkeit wir uns im Alltag über unseren Beruf ausweisen. Und dieses Ritual vollzieht sich vielfach noch, bevor wir uns namentlich miteinander bekanntmachen.

Denkbar sind allerdings auch weniger selbstverständliche und eher zögerliche Antworten, die uns erst recht Anlaß zum Nachdenken und Nachfragen geben. Wenn ich dazu nun einige Beispiele nenne, so führte ich meinerseits das zweite Gedankenspiel durch, um das ich den Leser zuvor gebeten hatte. Die Beispiele sind in direkter Rede und mit Blick auf die Berufsgruppe der Psychologen formuliert. Es steht dem Leser jedoch frei, anstelle der gleich folgenden auch alle anderen denkbaren Bezeichnungen für Berufe oder Arbeitstätigkeiten einzusetzen.

Eine erste mögliche Antwort auf die beiden Fragen, wer man eigentlich sei, und was man mache, könnte lauten:

„Ich bin Psychologin bei der Institution X und arbeite therapeutisch mit der Klientengruppe Y. Die Arbeit ist interessant und wichtig für mich. Aber ich selbst definiere mich nicht ausschließlich als Psychologin, und ich mag es auch nicht, wenn andere in mir nur die Psychologin sehen.“

Mit einer solchen Antwort gibt man zu erkennen, daß man die erste Frage danach, wer man *eigentlich* sei, für die tiefer gehende hält. Dahinter steht anscheinend eine differenzierte Vorstellung von Identität, die erst dann genauer expliziert wird, wenn man entweder weiterfragt, welche Aspekte von Identität denn durch den Beruf abgedeckt seien und welche nicht; oder wenn man sich nach außerberuflichen Bereichen und deren Bedeutung in Relation zum Beruf erkundigt.

<sup>1</sup> Dieser Aufsatz ist die überarbeitete Fassung eines Vortragsmanuskriptes, zu dem mir Susanne Femers, Christoph Dross, Hans-Uwe Hohner, Ulrike Hörrmann, Lothar Lappe, Thomas Lecher und Wolfgang Lempert Ratschläge und Hinweise gegeben haben, für die ich ihnen sehr dankbar bin.

Eine zweite mögliche Antwort könnte so ausfallen:

„Ich habe Psychologie studiert, aber weil der Arbeitsmarkt so ungünstig ist, muß ich gezwungenermaßen zur Zeit mit einem „Job“ bei der Firma X als Programmierer vorlieb nehmen. Diese Arbeit ist aber eigentlich ohne Bedeutung für mich; ich möchte sie nicht mein Leben lang ausüben.“

Hier fallen Beruf und Erwerbstätigkeit offensichtlich auseinander. Und nur der augenblicklichen Erwerbstätigkeit bzw. dem „Job“ wird subjektiv fast jegliche Bedeutung für die eigene Person abgesprochen. Fast zwingend ergibt sich jedoch in diesem Fall die Nachfrage: „Was ist es denn dann, was *eigentlich* wichtig ist, wenn es nicht die Erwerbstätigkeit ist?“ Und wenn daraufhin nicht bloß eine vage berufliche Zukunft, sondern (neben den privaten Beziehungen) auch gegenwärtig vorhandene Tätigkeiten genannt werden, denen lebenslange Bedeutung und Lebenssinn zugeschrieben wird, so wäre weiter zu fragen: „Ist denn das keine Arbeit? Gilt als Arbeit nur das, was man zur Existenzsicherung und unter Zwang ausübt? Oder gehören dazu nicht auch alle Tätigkeiten, die man selbst wählt – und zwar sowohl diejenigen, die man selbständig, gern und engagiert in seiner „Frei“-Zeit durchführt, als auch solche, die selbstauferlegte Pflichten und Zwänge mit sich bringen, und für die man sich verantwortlich fühlt?“

Auf solche Fragen, die wir wohl alle so oder in ähnlicher Form kennen, komme ich später zurück. Hier sei noch daran erinnert, daß es auch ausweichende Reaktionen geben kann: beispielsweise bei Personen, die sich scheuen zu sagen, sie seien „nur“ Hausfrauen bzw. Hausmänner. Denn entweder begreifen sie selbst ihre Hausarbeit nicht als „richtige“, als für ihre Identität wichtige Arbeit; oder sie sind nicht gewillt, sich ständig vor Gesprächspartnern mit einer derartigen Einstellung zur Hausarbeit rechtfertigen zu müssen. Verständlich erschiene es schließlich, wenn Arbeitslose der Frage ausweichen, wer sie seien, und was sie machten. Ihnen kommt dabei u. U. besonders schmerzhaft zu Bewußtsein, wie sehr man sich „normaler“ Weise in unserer Gesellschaft und vor sich selbst über eine „richtige“, und das heißt eben doch zumeist: über eine institutionell geregelte, längerfristige Erwerbsarbeit definiert.

An dieser Stelle möchte ich das Gedankenspiel abrechnen und es in einem sehr wichtigen Punkt kommentieren: Sinn dieser Einführung war es einerseits, dem Leser die Relevanz des Themas im Alltag, vor allem: die *Bedeutung von Arbeit für Identität* vor Augen zu führen.

Andererseits war im Rahmen der Beispiele besonders prägnant von der *ingeschränkten oder gar fehlenden Bedeutung* der Arbeit für die eigene Person die Rede. Hier liegt meines Erachtens kein wirklicher Widerspruch, sondern nur eine sprachliche Verwirrung vor, wie sie in den Sozialwissenschaften ebenso wie im Alltag häufig vorkommt. Die engeren und weiteren Konnotationen der Begriffe werden verwechselt. Wenn wir von der Bedeutung sprechen, die etwas für uns hat, so meinen wir oft bloß die positive Bedeutung bzw. die positiv bewertete Relation zwischen uns als Subjekt und dem Objekt, dem wir Bedeutung zuschreiben. Mit einem Verlust oder Fehlen von Bedeutung ist folglich einerseits das Fehlen dieser positiven Valenz gemeint. Andererseits reden wir zugleich von Bedeutung schlechthin, die – genau genommen – ebenso negativ wie positiv sein kann. *Weil* wir nun sprachlich derart ungenau auch vom Fehlen einer Bedeutung schlechthin sprechen, hindern wir uns häufig daran, überhaupt noch über mögliche negative Bedeutungen nachzudenken. Man kann die Kausalität hier außerdem umkehren, und das führt zu einer psychologisch brisanten Aussage, mit der man sich in die Nähe psychoanalytischer Konzepte begibt: *Weil* eine Bedeutung negativ ist (und emotional „wissen“ oder ahnen wir, wie unangenehm sie ist), hindern wir uns selbst häufig daran, über sie nachzudenken bzw. sie uns wirklich bewußt zu machen, indem wir behaupten, etwas habe für uns keine Bedeutung, oder es existiere kein Zusammenhang.

Was heißt das für das hier behandelte Thema? Gerade dann, wenn der negativ erfahrenen, restriktiven Erwerbsarbeit die Bedeutung für die eigene Person abgesprochen wird, können wir einen tieferen Zusammenhang zwischen Arbeit und Identität vermuten. Die Behauptung einer fehlenden oder geringen Bedeutung von Arbeit steht wohl selbst vielfach im Dienste der Identitätssicherung. Vor allem in den Fällen, in denen die Arbeitsmarktlage auf Dauer schlecht ist und Menschen dem lebenslangen Verschleiß ihrer Arbeits- und Lebenskraft in restriktiven Erwerbstätigkeiten kaum entrinnen können, ohne ihre Existenzgrundlage zu verlieren, haben sie es schwer, ein positives Bild von sich selbst aufrechtzuerhalten. Und deswegen ist es verständlich, wenn sie keinen Zusammenhang zwischen sich und ihrer Arbeit sehen (bzw. sehen wollen). Ebenso verständlich erscheint es, wenn sie behaupten, zwischen Arbeit und Freizeit, zwischen ihrem Be-

rufs- und ihrem Privatleben gebe es keinerlei Zusammenhänge. Darauf komme ich später zurück.

Hier kann nicht auf die öffentliche Diskussion zur *These vom Bedeutungsverlust der Arbeit* eingegangen werden. Ich hoffe aber, ich habe zumindest einen Grund dafür deutlich gemacht, warum gegenüber dieser These dann, wenn sie ganz verallgemeinert geäußert wird, Mißtrauen geboten ist.

Auch die empirischen Studien zu dieser These müssen sehr skeptisch daraufhin untersucht werden, ob sich der Forscher selbst begrifflich täuscht, oder ob er bei den großen Gruppen von Personen mit der Erfahrung einer restriktiven Arbeit, die in den repräsentativen Umfragen oft nicht differenziert betrachtet werden, die subjektive Schutzbehauptung von der geringen oder fehlenden Bedeutung der Erwerbsarbeit für „bare Münze“ nimmt.

Nach dieser Einführung soll nun kurz der Gang der folgenden Überlegungen skizziert werden. Im Hauptteil werden die Fragen, was genauer mit Arbeit und was mit Identität gemeint ist, getrennt behandelt. Aber der Arbeitsbegriff soll natürlich mit Blick auf den der Identität (2.1) und umgekehrt der Identitätsbegriff mit Blick auf den der Arbeit (2.2) erörtert werden. Von daher werden Zusammenhänge sichtbar, zu denen es in der aktuellen sozialwissenschaftlichen Literatur kaum präzise Hinweise gibt. Im übrigen lassen sich ein alltägliches und ein sozialwissenschaftliches Verständnis dieser sowie der damit verwandten Begriffe (wie z. B. Autonomie, Subjektivität und Individualität) nicht klar voneinander trennen. Es ist daher möglich, dieses Verständnis auf einer eher Alltagssprachlichen Ebene zu erörtern. Auf den Stand der wissenschaftlichen Diskussion, der z. T. verwirrend erscheint, gehe ich nur da ein, wo es mir erforderlich erscheint. Danach soll kurz auf die historischen Konnotationen der Alltagssprachlichen Begriffe, die für das Verständnis von Arbeit und Identität sowie für deren Zusammenhang zentral sind, aufmerksam gemacht werden (2.3). Weiter soll der Bezug zwischen dem Netzwerk der Alltagssprachlichen Begriffe und neueren Konzepten in Psychologie und Soziologie hergestellt werden. Von zentraler Bedeutung scheint mir hier das Kontrollbewußtsein und dessen Entwicklung in der Arbeitsbiographie und im privaten Lebensstrang zu sein. Dazu möchte ich abschließend zwei Kurzdarstellungen aus eigenen Fallstudien vorstellen (3.), mit deren Hilfe sich alle vorangegangenen Überlegungen noch einmal exemplarisch veranschaulichen lassen.

## 2. Zum Verständnis der Begriffe „Arbeit“ und „Identität“ im Alltag und in den Sozialwissenschaften

### 2.1 Was heißt „Arbeit“?

Ich beginne mit Hinweisen zum Verständnis von Arbeit, denn davon sprechen wir im Alltag viel häufiger als von Identität; und in zentralen Aspekten unterscheidet sich das alltägliche Verständnis nicht wesentlich von dem, welches in den Arbeitswissenschaften, in der Arbeits- und Berufspsychologie sowie in der Industrie- und Berufssoziologie vorausgesetzt wird. Auf ganz grundsätzliche Erörterungen, was Arbeit etwa mit Blick auf Begriffe wie Handlung, Tätigkeit oder Interaktion heißt, kann in diesem Zusammenhang verzichtet werden.

Wenn sich Menschen in unserer Gesellschaft über Arbeit unterhalten, brauchen sie nicht jeweils zu definieren, was sie darunter verstehen: In der Regel und selbstverständlich ist damit im Alltag wie in den genannten wissenschaftlichen Fächern die tagtägliche *Erwerbsarbeit* sowie die langjährig ausgeübte *Berufsarbeit* gemeint.

Wenn man zunächst einmal bei der *tagtäglichen Erwerbsarbeit* bleibt und eine berufsbio-graphische Perspektive beiseite läßt, wie dies zumeist in der Arbeitspsychologie und in der Industriesoziologie geschieht, so lassen sich Arbeiten und Arbeitsplätze genauer in folgenden *Einzelaspekten* beschreiben und miteinander vergleichen: Erstens in ihren *Inhalten*, z. B. im Mischungsverhältnis, in dem „Hand“- und „Kopfarbeit“ sowie die Beschäftigten mit Sachen, Menschen oder Symbolen zueinander stehen; weiterhin: in ihrer inhaltlichen Komplexität und Vielfalt bzw. negativ ausgedrückt: in ihrer Repetitivität und Eintönigkeit; damit zusammenhängend: in ihrem Qualifikationsniveau, d. h. im Niveau der mindestnotwendigen Anforderungen an Können, Wissen und Denken; ferner in dem motivationalen Engagement, das u. U. objektiv für die Durchführung der Arbeit mindestens erforderlich ist; und schließlich in der an den Arbeitsinhalt gebundenen Verantwortung für die eigene Person, andere Menschen oder Sachen. Zweitens wird Arbeit in ihrer *Form* beschrieben, d. h. in den mit ihr verbundenen zeitlichen und räumlichen Freiheitsgraden oder Zwängen, in ihren Möglichkeiten für funktionsgebundene oder informelle soziale Kontakte sowie in der sie begleitenden Überwachung und Kontrolle z. B. durch Vorgesetzte. Drittens beschreibt man unter-

schiedliche Arbeitsbelastungen körperlicher und psychischer Art, die sich aus Inhalt, Form und darüber hinaus aus Umgebungsfaktoren wie z. B. Lärm oder Schmutz ergeben.

Diese Auflistung könnte ergänzt und differenziert werden (für industrielle Arbeit vgl. z. B. Kern & Schumann 1970). Darum geht es mir hier jedoch nicht. Ich möchte vielmehr auf die Unterscheidung zwischen einer Außenperspektive, wie sie der Arbeitswissenschaftler einnimmt, und der Innensicht der Arbeitenden selbst hinweisen. In unseren eigenen empirischen Fallstudien mit jungen Metallfacharbeitern (Hoff, Lappe & Lempert 1983) haben sich nämlich ähnlich wie in Modellversuchen zur partizipativen Arbeitsgestaltung (vgl. Baitsch 1985, Duell 1985, Frei, Duell & Baitsch 1984) die Arbeiter selbst als die besten „Experten“ erwiesen, die alle eben erwähnten Dimensionen bedenken und ihre Arbeit von sich aus z. T. viel detaillierter beschreiben können als Wissenschaftler. Von dieser Wahrnehmung und Beschreibung ist es nur ein kleiner Schritt zur Bewertung. Damit komme ich zur hier zentralen subjektiven Bedeutung von Arbeit zurück. Die Subjektivität der augenblicklichen Arbeitserfahrungen ergibt sich, indem die wahrgenommenen „objektiven“ Bedingungen emotional und kognitiv zur eigenen Person in Beziehung gesetzt werden. Das geschieht oft viel differenzierter, als es in den einleitenden Beispielen zuvor dargestellt wurde – nämlich in Form vielfältiger Vergleiche.

Einmal vergleichen wir die auf den ersten Blick unvergleichbar erscheinenden Einzelaspekte untereinander, indem wir sie in Beziehung zu uns selbst setzen und behaupten, das eine (z. B. der Inhalt und das damit verbundene Niveau an geistigen Anforderungen) sei uns persönlich wichtiger als das andere (z. B. eine soziale Isolierung oder ein mit Arbeit verbundener Streß). Doch was ist das Kriterium für solche Urteile? Auf welcher abstrakteren Dimension vergleichen wir? Ein zentraler, wenn nicht der normative Bezugspunkt überhaupt scheint mir in der individuellen Freiheit zu liegen. Genau genommen vergleichen wir also das Ausmaß an Freiheit, das uns beispielsweise bei der inhaltlichen Ausgestaltung gegeben ist, mit den Freiheitsgraden, die uns z. B. durch die Zeitstruktur eröffnet oder verwehrt werden oder die wir haben, um Belastungen ausweichen zu können.

Im Zuge dieser nur auf eigene Arbeit bezogenen Vergleiche ergibt sich ein ganzheitliches

Muster solcher Freiheitsgrade bzw. Zwänge, und wir können dann unser subjektives Gesamturteil dazu gewissermaßen verobjektivieren, indem wir eine andere Art von Vergleichen durchführen, die in der Wissenschaft dominiert: nämlich *komparative Analysen unterschiedlicher Erwerbstätigkeiten und Arbeitsplätze*, um die einzelne Arbeit in diesem Gesamtspektrum „verorten“ zu können. In dem Maße, wie dies in den Arbeitswissenschaften jedoch ganz isoliert für nur einzelne Aspekte geschieht, entfernt sich die wissenschaftliche von der alltäglichen Analyse. Normalerweise vergleichen wir im Alltag das subjektiv vermittelte, ganzheitliche Muster an Freiheiten und Zwängen der eigenen Arbeit mit dem Muster der Arbeiten von Kollegen oder anderen Personen, die wir kennen. Erinnerung sei allerdings daran, daß wir auch im Alltag oft nur einen einzigen, besonders objektiv und differenziert erscheinenden Indikator verwenden: nämlich den Lohn bzw. das Einkommen. Dahinter steht jedoch mehr. Dieser Vergleichsmaßstab verweist über Arbeit hinausgehend auf *soziale Gleichheit oder Ungleichheit* insgesamt, und damit verbindet sich ein noch komplexeres, Lebensbereiche überspannendes Muster an gleichen oder unterschiedlichen Freiheiten bzw. Zwängen.

Die objektive Ungleichheit im Ausmaß an individueller Freiheit kommt übrigens in den Sammelbezeichnungen für Erwerbstätigkeiten zum Ausdruck. Man spricht von „Selbständigen“ und als Gegenstück dazu von „abhängig“ Beschäftigten, die ihre Arbeitskraft gegen Lohn tauschen und deren „Abhängigkeit“ im Arbeitsvertrag festgeschrieben ist. Vertraglich geregelt sind Zeit, Ort und Art der Tätigkeit und schon insofern immer auch das Ausmaß an individueller Freiheit. Für die Mehrzahl der Beschäftigten ergibt sich damit wie selbstverständlich ein Begriff von Freizeit als der von Arbeit „freien“ Zeit. Und nur für eine privilegierte Minderheit, deren Arbeit nicht pünktlich im Betrieb oder Büro beginnt bzw. endet, gehen Arbeit und Freizeit bisweilen so ineinander über, daß die Selbstverständlichkeit der alltagsprachlichen Unterscheidung in Frage gestellt wird.

Noch deutlicher gerät soziale Ungleichheit, die mit höchst unterschiedlicher Freiheit, Autonomie, Selbständigkeit bzw. Selbstverwirklichung in und durch Arbeit einhergeht, in den Blick, wenn man über tagtägliche Erwerbsarbeit hinaus die *arbeitsbiographische Perspektive*

berücksichtigt. Hier unterscheiden sich vor allem die beruflichen von den nichtberuflichen Erwerbstätigkeiten bzw. die entsprechenden Arbeitsmärkte mit vergleichsweise sicheren Arbeitsplätzen von dem Arbeitsmarktsektor für die Un- und Angelernten, die nach wie vor am stärksten von der Arbeitslosigkeit bedroht sind.

Berufe setzen in Deutschland eine Lehre oder andere Bildungsgänge voraus; es gibt Ausbildungs- und Studienordnungen, ein System von Zertifikaten sowie eine Fülle rechtlicher und berufsständischer Regelungen. Damit wird der gesamte Lebenslauf in gravierender Weise objektiv vorkonstruiert. Eine sich selbst „subjektorientiert“ nennende Berufssoziologie (vgl. z. B. Beck & Brater 1977, Bolte & Treutner 1983, Brock & Vetter 1982) hat die Arbeitssoziologie und -psychologie erst wieder an das erinnern müssen, was wir im Alltag mehr oder minder gut wissen: daß nämlich der beruflich objektiv vorstrukturierte Lebenslauf ein subjektiv langfristiges Denken zur Folge hat und Subjektivität im Sinne von Autonomie und Planungsvermögen voraussetzt, die über die bloße Bewältigung der tagtäglichen Arbeit weit hinausweist.

Damit bin ich bei einer dritten Art von Vergleichen angelangt: Das komplexe Muster an Freiheiten und Zwängen in der augenblicklichen Arbeit ist Teil eines noch umfassenderen *Berufslaufmusters* (vgl. Drexel 1982, Lappe 1984, 1985), das in seiner Gesamtheit je nach Beruf, nach Arbeitsmarkt, Betrieb oder Institution mehr oder minder gut subjektiv antizipiert und rekonstruiert werden kann. Kontinuität oder eine zumindest teilweise berechenbare Diskontinuität, d. h. Stufen, Phasen, Unterbrechungen, Aufstieg, Abstieg oder der Übergang in Stagnation werden erwartet oder sind bereits erfahren worden. Vergleichend beurteilen wir unsere Arbeit nun danach, ob sie unseren früheren Erwartungen und den mit der Ausbildung verbundenen Ansprüchen genügt, ob sie sich sinnvoll in unsere Zukunftsplanung einfügen läßt, oder wir fragen uns, ob sie in Sackgassen führt, ob sie gleich geblieben ist und immer gleich bleiben wird, in welchen Aspekten sich Freiheiten und Zwänge verändert haben oder noch verändern werden; ob dies ohne unser Zutun oder nur mit intensiven Anstrengungen gehen wird usw. Angemerkt sei weiter, daß Menschen besonders in Berufsverläufen mit ständig zunehmenden Freiheiten ihrer Arbeit und ihrer beruflichen Laufbahn natürlich ihrerseits einen individuellen „Stempel“ aufdrücken,

nicht mehr ohne weiteres austauschbar sind und das selbst wissen.

Im Gegensatz dazu sind es vor allem die *nichtberuflich Erwerbstätigen* mit niedrigem Qualifikationsniveau, die immer neuen Wellen von Rationalisierung, und das heißt bei ihnen meist: Taylorisierung ausgesetzt sind. Taylorisierung bedeutet bekanntlich vor allem, daß ursprünglich komplexere Arbeiten in kleinere Einheiten zerstückelt und auf unterschiedliche Personen verteilt werden, deren Arbeit dann in der repetitiven Aneinanderreihung von solchen, immer gleichen Einheiten besteht. Der Arbeitende arbeitet nicht nur in immer gleicher Weise z. B. im vorgegebenen Takt und wird der meisten Freiheiten beraubt, die ihm andere Arbeiten bieten, sondern damit wird er zugleich auf eine negative Weise anderen „gleich“: nämlich bis ins konkrete Detail „gleichgeschaltet“ und damit allzu gleich und austauschbar. Der Ungleichheit mit jenen privilegierten Erwerbstätigen, die ihre Individualität relativ frei in einem Beruf zur Geltung bringen können, korrespondiert bei diesen benachteiligten Gruppen der Un- und Angelernten also geradezu eine allzu große „Gleichheit“, die eine freie Entfaltung von Individualität zumindest im Arbeitsleben ausschließt. Die persönliche Erfahrung dieser „Gleichheit“ im Sinne von Austauschbarkeit konstituiert sich in biographischer Perspektive durch tatsächliche oder befürchtete Entlassungen und Wechsel der Arbeitsplätze. Für den gesamten Lebenslauf ergibt sich damit eine individuell nicht berechenbare Diskontinuität. Er kann kaum als selbstbestimmt und planbar, sondern er muß eher als fremdbestimmt, wenig beeinflussbar oder gar zufällig erscheinen.

## 2.2 Was heißt „Identität“?

Die Zusammenfassung der bisherigen Überlegungen zum Verständnis von Arbeit läßt sich nun mit einer Einführung zum Identitätsbegriff verbinden. Denn ich habe solche Bedeutungen von Arbeit sowie die dabei zugrundeliegenden reflexiven Prozesse hervorgehoben, die zugleich für Identität konstitutiv sind. Damit wird der Zusammenhang von Arbeit und Identität sichtbar.

Für den Identitätsbegriff wird ebenso wie für das Verständnis von Arbeit erstens die *Innensicht* in Abgrenzung von einer *Außenperspektive* wichtig, die sich nun aber auf die eigene Person in ihrer Gesamtheit bezieht, und die wir immer mit meinen, wenn wir von „Selbst-Bewußtsein“ oder auch von „Subjektivität“ sprechen.

Zweitens spielen alle drei eben genannten Arten von Reflexionen bzw. Vergleichen eine Rolle, die

nicht nur zur Einordnung der eigenen Arbeit, sondern auch für Identität als der „Verortung“ der eigenen Person notwendig sind: Auch hier vergleichen wir einzelne Aspekte untereinander. Nur handelt es sich um Aspekte oder Sphären in uns selbst; genauer gesagt: um Anteile von uns selbst, die an unterschiedliche Segmente unseres Alltags gebunden sind – z. B. an stärker „öffentliche“ Bereiche wie etwa den der Arbeit, an stärker private oder auch an eher geheime Bereiche, wie z. B. den der Sexualität. Im Vergleich dieser Anteile erfahren wir die *Konsistenz* oder *Inkonsistenz* unserer Person als Ganzes. Weiter vergleichen wir uns selbst mit anderen und verorten uns dabei als mit anderen „Gleiche“ oder „Ungleiche“ im Rahmen sozialer Systeme. Und schließlich stellen wir eine *Kontinuität* oder *Diskontinuität* fest, indem wir uns mit uns selbst als früherer oder künftiger Person vergleichen.

Drittens ist für Identität ebenso wie für Arbeit *individuelle Freiheit* ein zentraler, wenn nicht der normative Bezugspunkt überhaupt.

Viertens können wir ähnlich wie bei der „Verortung“ der eigenen Arbeit in der Verknüpfung und als Ergebnis aller Vergleichsprozesse ein spezifisches *Muster im Bewußtsein von uns selbst als Subjekt und/oder Objekt* unserer Welt ausmachen, welches im Schnittpunkt von persönlicher Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft liegt. Mit diesem Muster gehen Erfahrungen von *Individualität*, *Einzigartigkeit* oder auch *Austauschbarkeit* einher. Auf diese vier Punkte bzw. miteinander zusammenhängenden Bestimmungsmerkmale von Identität möchte ich nun etwas genauer eingehen.

Die *Unterscheidung zwischen Außen- und Innensicht* scheint für das alltägliche Verständnis nicht sehr wichtig zu sein. Der Identitätsbegriff wird im *Alltag* wohl immer populärer<sup>2</sup>, und er richtet sich meines Erachtens immer selbstverständlicher auf die Innensicht von der eigenen

<sup>2</sup> Sicher ist die Erklärung völlig unzureichend, daß wieder einmal ein wissenschaftlicher Begriff in den Alltag einsickert. Denn häufig verhält es sich auch umgekehrt: einer gewissen Popularität im Alltagssprachgebrauch und in den Medien folgt eine wissenschaftliche „Konjunktur“. Beim Identitätsbegriff ist der Austausch zwischen Wissenschaft und Alltag besonders kompliziert, da das alltägliche Verständnis von Identität bei jedem einzelnen mit dem Gegenstand selbst zusammenfällt, der in der Wissenschaft mit Identität bezeichnet wird. Man muß wohl weiter die Popularität des Begriffs in Alltag und Wissenschaft darauf zurückführen, daß sich das, was damit gemeint ist, verändert und zunehmend brisanter wird bzw. darauf, daß es häufiger Identitätsprobleme gibt. Und solche Veränderungen des Gegenstandes machen erneute Bemühungen der wissenschaftlichen Begriffsbildung erforderlich, die ihrerseits den Gegenstand beeinflussen können.

Person (bzw. auf die von Gruppen oder Nationen; diese Bedeutungen lasse ich hier beiseite). Das gilt nicht nur, wenn wir von der eigenen, sondern auch dann, wenn wir von der Identität anderer sprechen, wenn also die Innensicht anderer zum Gegenstand der eigenen Außensicht wird. In der Zeitung, im Fernsehen oder in Gesprächen ist mit Identität fast immer etwas anderes gemeint als das, was Polizei oder Meldeämter darunter verstehen, wenn sie die Identität einer Person von außen zweifelsfrei zu ermitteln versuchen. Eine solche „numerische“ Art der Identität (vgl. dazu Tugendhat 1976, S. 282 ff., sowie Henrich 1979) mag in Randbereichen unseres Lebens eine Rolle spielen, doch in der Regel lohnt es sich nicht, darüber zu sprechen. Es geht vielmehr um das Bewußtsein, das eine Person von sich als Ganzes hat und um ihre subjektive „Verortung“ in der Welt.

Auf der *sozialwissenschaftlichen Ebene* schwankt demgegenüber das Verständnis von Identität zwischen Außen- und Innenperspektive, und es ist sicher zurecht kritisiert worden<sup>3</sup>, daß z. B. Habermas (1976, 1981) die bei anderen Autoren wie Goffman (1963) oder Erikson (1966) noch klaren Zuordnungen eher verwischt<sup>4</sup>. Auf diese Diskussion will ich hier aber nicht eingehen, denn sie erscheint mir für das theoretische Verständnis von Identität, zumindest für das Verständnis von Identitätsentwicklung bei Erwachsenen<sup>5</sup> nicht sonderlich wichtig. Stattdessen möchte ich dafür plädieren, das

<sup>3</sup> Nunner-Winkler (1983) kritisiert die irreführende Rezeption vor allem von Goffman's Konzepten der „sozialen“ und der „personalen“ Identität auch bei Krappmann (1971).

<sup>4</sup> In diesem Zusammenhang muß jedoch gesagt werden, daß die (deutsche) Rezeption und eine theoretisch fruchtbare Integration der Traditionen, in deren Rahmen Identitätskonzepte entwickelt wurden, zuerst und vor allem Habermas (vgl. 1968) zu verdanken sind. Dabei handelt es sich besonders um die Tradition des Symbolischen Interaktionismus, die wesentlich auf G. H. Mead (1934) zurückgeht, sowie um einen psychoanalytisch-entwicklungspsychologischen Theoriestrang.

<sup>5</sup> Besonders wichtig wird meines Erachtens die Unterscheidung zwischen Innen- und Außenperspektive bei Nunner-Winkler (1983) für ihre Kritik an Habermas' theoretischer Beschreibung der *frühkindlichen* Entwicklung. Und in diesem Zusammenhang erweist sich auch der Bezug auf Tugendhat (1979) bzw. auf dessen Kritik an der Vermengung von „numerischer“ und „qualitativer“ Identität als relevant.

wissenschaftliche dem alltäglichen Verständnis anzugleichen und den Identitätsbegriff insgesamt ebenso wie die Teilkonzepte der „personalen“ und „sozialen“ Identität *nur* auf die Innensicht zu beziehen<sup>6</sup>, und zwar auf die Sicht von der eigenen Person in ihrer Gesamtheit sowie auf die der Relationen zwischen eigener Person und Umwelt, d. h. auf verallgemeinerte Deutungen eigenen Verhaltens oder Handelns. Denn damit wird es möglich, Identität von dem in der Psychologie viel geläufigeren Begriff der Persönlichkeit abzugrenzen.

*Persönlichkeit* könnte man dann nämlich *als die Außensicht* auf dieselben Gegenstände und Prozesse definieren<sup>7</sup>. Persönlichkeit ist insofern der weiter gefaßte Begriff, als er *Identität als Innensicht* mit umschließt. Die Innensicht ist Gegenstand der Außensicht, und sie ist für den Wissenschaftler ein Teil von Persönlichkeit. Darüber hinaus kann der Wissenschaftler oder der Persönlichkeitsdiagnostiker auch unabhängig von der Innensicht der Person, um die es geht, deren Verhalten oder Handeln interpre-

<sup>6</sup> In diesem Punkt scheint es mir also höchst sinnvoll, bei dem Verständnis der Begriffe zu bleiben, das auch bei Habermas (1976) oder Krappmann (1971) dominiert, obwohl es nicht durchgängig dem bei früheren Autoren entspricht, auf die sie sich berufen. Mit der allein auf die Innensicht bezogenen Definition von Identität soll natürlich keineswegs negiert werden, wie wichtig die Außenperspektive für das Verständnis von Identitätsentwicklung auch bei Erwachsenen ist. Nur wird sie psychologisch eben kaum per se, sondern in erster Linie als Gegenstand der Innensicht bedeutsam. Wenn ich es recht sehe, diskutiert auch Nunner-Winkler (1983) die von außen festgestellte Unverwechselbarkeit einer Person in ihrer Bedeutsamkeit für die Innensicht der Person von sich selbst. Weder hier (1983) noch in späteren Beiträgen (z. B. 1985) weist sie im übrigen deutlich auf den wichtigen Sachverhalt hin, daß ja auch umgekehrt die Außensicht (und zwar nicht nur die wissenschaftliche) vielfach bereits die Innensicht zum Gegenstand hat. Und so kompliziert es sich weiter anhören mag, wenn von der Innensicht der Außensicht der Innensicht die Rede ist, so einfach ist doch der Sachverhalt: Nicht nur die Meinung anderer dazu, wer wir „wirklich“ seien, sondern ebenso ihre Meinung zu unserer Sichtweise von uns selbst und unserer Welt gibt uns Anlaß zum Nachdenken und kann uns in unserer Identität, in dieser Sichtweise der eigenen Person beeinflussen. Angemerkt sei an dieser Stelle weiter, daß auch Frey und Haußer (1987) den Identitätsbegriff abschließend auf die Innensicht beziehen.

tieren und bewerten. Mit Hilfe seiner wissenschaftlichen Kategorien kann er einerseits zu einem „Mehr“ an Wissen über die Persönlichkeit einer Person gelangen, als diese Person von sich selbst hat – zum Beispiel über Bereiche der Persönlichkeit, die ihr nicht bewußt sind. Andererseits wird in den Methodendiskussionen besonders von Vertretern des Symbolischen Interaktionismus auch zu Recht auf das „Mehr“ an Wissen hingewiesen, das die Innensicht beinhaltet. Personen sind zumindest mit dem Wissen, das ihnen bewußt zur Verfügung steht, die besten Experten in bezug auf sich selbst – zum Beispiel können sie deshalb bewußt Wissen über sich selbst zurückhalten, für das sich der Wissenschaftler interessiert.

Wie bei der Erörterung des Arbeitsbegriffs lassen sich nun drei Arten von Vergleichen auf die zentrale Dimension individueller Freiheiten bzw. Zwänge beziehen, und die sich dabei ergebenden Muster bilden die Grundlage für das Bewußtsein von Einzigartigkeit und Austauschbarkeit. Zuvor muß allerdings noch folgendes angemerkt werden: Der Mensch, von dessen „Bewußtsein“ hier die Rede ist, welches auf solchen Vergleichsprozessen beruht, wird grundsätzlich als „*reflexives Subjekt*“ begriffen, und darin unterscheidet sich der Identitätsbegriff von einem behavioristischen Menschenbild ebenso wie etwa vom Konzept des „Habitus“ bei Bourdieu (1981, vgl. auch Kraus 1987). Aber das heißt nicht, daß sich Identität unbedingt und immer mit dem höchsten Grad an Reflexivität verbindet, indem z. B. die folgenden Vergleichsprozesse jedesmal selbst zum Gegenstand der Reflexion gemacht werden. Diese Prozesse sind zwar prinzipiell bewußtseinsfähig, dürften aber häufig subjektiv „nur“ emotional und in ihrem Ergebnis bemerkbar werden.

*Identität als das Bewußtsein von innerer Konsistenz*, d. h. von Gleichheit der eigenen Person mit sich selbst basiert auf dem Vergleich innerer *Einzelaspekte*. Individuelle Freiheit als normativer Bezugspunkt hat dabei eine mehrfache

<sup>7</sup> Der folgende Abschnitt ist wortwörtlich aus meinem Buch „Arbeit, Freizeit und Persönlichkeit“ (1986, S. 49) übernommen worden. Dieses Buch hätte ebenso den Titel „Arbeit, Freizeit und Identität“ tragen können; aber meine Vermutung war, daß es mit einem solchen Titel kaum auf Beachtung in der Psychologie stoßen würde, weil dort eben der Begriff Persönlichkeit geläufiger als der Identitätsbegriff ist. Vor allem mit Hilfe der Arbeit von Haußer (1983) und dem Sammelband von Frey und Haußer (1987) könnte es möglich werden, daß der Identitätsbegriff auch in der (deutschsprachigen) Psychologie eine stärkere Resonanz als bislang findet.

Bedeutung als *Freiheit über uns und zu uns selbst*; weiter mit Blick auf unsere Außenwelt: als *Freiheit für uns*. Im ersten Fall setzen wir z. B. unsere Wünsche und Triebe untereinander oder mit unserem Willen in Beziehung, wobei *Freiheit über uns selbst*, d. h. „Selbst-Beherrschung“ in „Selbst-Zwang“ umschlagen kann, von dem wir uns dann wiederum zu befreien suchen, indem wir nun umgekehrt *Freiheit zu uns selbst*, z. B. zum „Ausleben“ unterdrückter Regungen fordern. Die Erfahrung von Konsistenz als Einheitlichkeit unserer Person beruht hier auf einer Integration oder zeitlichen Ordnung solcher z. T. divergierender Anteile in uns.

Im zweiten Fall vergleichen wir Aspekte von uns selbst, die besonders im äußerlich sichtbaren Handeln, in der Auseinandersetzung mit unserer Umwelt wichtig werden. Das gilt auch noch dort, wo wir von Einstellungen oder „*Eigenschaften*“ sprechen, und sie fälschlich (wie manche Persönlichkeitspsychologen) ganz unabhängig von äußeren Kontexten beschreiben. Probleme tauchen hier besonders dann auf, wenn unser Alltag sehr schroff in *unterschiedliche Segmente* aufgeteilt ist, die sehr unterschiedliches Verhalten oder Handeln erfordern. Dabei kann die mit dem subjektiven Eigenschaftskonzept immer verbundene Vorstellung von innerer Konsistenz nachhaltig erschüttert werden. Denn häufig sind Verhalten bzw. Eigenschaften in verschiedenen Lebensbereichen nicht kompatibel. Wie in der persönlichkeitspsychologischen Diskussion läßt sich auch im Alltag das Problem nicht so lösen, daß man sich selbst mit seinen spezifischen Eigenschaften nur als Herr seines Handelns in ebenso spezifischen Situationen begreift. An diesem Punkt wird wieder als Bezugspunkt die individuelle Freiheit, nun in ihrer zweiten Bedeutung als *Freiheit*, die sich *für uns* im Handeln, *in der Beziehung zu unserer Außenwelt* zeigt, deutlich. Wir können beispielsweise unser privates Handeln vom Hobby über die Wahl unserer Freunde bis hin zu unserem Sexualleben als selbstbestimmt begreifen. Zu unserer darauf gegründeten *Vorstellung, Subjekt unseres Lebens und Handelns zu sein*, die sich in vielen einzelnen Eigenschaften ausdrückt, die wir uns selbst positiv zuschreiben, würde es aber nicht passen, wenn wir uns gleichzeitig gestehen müßten, im Betrieb letztlich bloß fremdbestimmtes „Rädchen im Getriebe“, also *Objekt äußerer Einflüsse* zu sein – es sei denn, wir gehen in der Selbstreflexion den Schritt weiter

(der für Außenstehende bisweilen leichter erscheint) und kommen uns selbst gewissermaßen mit folgender Erklärung „auf die Schliche“: Gerade *weil* wir im einen Lebensbereich nur Objekt sind, brauchen wir anscheinend kompensatorisch das Bewußtsein, Subjekt unseres Lebens zu sein, welches wir um so stärker mit „Frei“-Zeit verbinden. Damit bin ich bei einem sehr wichtigen Punkt angelangt: Nicht nur die Erfahrung von Konsistenz, sondern auch und u. U. gerade die von *Inkonsistenz* kann zur Bildung von Identität beitragen und deren Bestandteil werden. Der genannte Bruch zwischen Arbeit und Freizeit kann so stark sein, daß die Bedeutung von Arbeit ganz im Sinne der einführenden Überlegungen geleugnet wird. Er kann aber auch Anlaß zur reflexiven Bearbeitung sein, die zu einer besonderen Identitätsform führt: zu dem Bewußtsein, Subjekt und Objekt *zugleich* zu sein, wobei eine starre innere Aufspaltung in eine Berufs- und in eine Privatperson dadurch vermieden wird, daß diese Sichtweise auf jedes Segment im Alltag bezogen wird. Um im Beispiel zu bleiben: Begreift man sich in der Arbeit trotz und wegen aller Restriktionen auch als Subjekt, so werden doch noch Freiheitsspielräume und Widerstandsformen denkbar; und sieht man sich umgekehrt in der Freizeit zugleich als Objekt z. B. von Konsumzwängen, so wird es erst möglich, ihnen zu begegnen.

*Identität als das Bewußtsein von der sozialen „Verortung“ der eigenen Person* beruht auf Vergleichen mit konkreten oder verallgemeinerten anderen. Zu den subjektiven kommen intersubjektiv geltende Maßstäbe hinzu. Man kann sich selbst mit den Augen anderer betrachten und deren Anforderungen und Maßstäbe an die eigene Person bedenken. Mit dieser Verobjektivierung wird das eben in seinen verschiedenen Formen beschriebene Bewußtsein überprüft, ergänzt, positiv bestätigt oder negativ verschärft.

Im ungünstigsten Falle eines an restriktive und repetitive Arbeit gebundenen Bildes von der eigenen Person als bloßes Objekt äußerer Einflüsse kann etwa der Vergleich mit Kollegen zu einer solchen Verschärfung führen. Um bei der nicht zufällig so sattsam bekannten Maschinen-Metapher vom Rädchen im Getriebe zu bleiben: Der Blick auf die Kollegen zeigt, daß hier jeder durch jeden ersetzt werden kann, daß man selbst als Rädchen austauschbar ist. Sofern sich Identität nicht kompensatorisch in irgendeiner Weise positiv an Freizeit und Pri-

vatleben binden läßt, erscheint sie nunmehr völlig negativ, nämlich als *Entfremdung*, wobei zu der Entfremdung von sich selbst als Subjekt die *Erfahrung von Austauschbarkeit und Vereinzelung*, also Entfremdung auch von anderen hinzukommt. Derselbe soziale Vergleich ist andererseits aber auch die Voraussetzung der Erkenntnis, daß es sich hier um eine kollektive Erfahrung handelt, aus der sich solidarisches Handeln zur Veränderung der Situation ergeben kann. Die wechselseitige Beziehung und Gleichzeitigkeit beider Erfahrungen von *Austauschbarkeit und Solidarität* wird im historischen Rückblick deutlich: Erst im Zuge der von Marx noch nicht gekannten extremen Formen von Taylorisierung und der darauf basierenden Erfahrung von Austauschbarkeit wurden die Forderung nach Solidarität und eine davon geprägte soziale Identität der einzelnen innerhalb der Arbeiterbewegung so stark, daß dadurch auch Freizeit in einem nicht wieder erreichten Maße mitbestimmt wurde.

Das Gegenstück zu Austauschbarkeit ist *Einzigartigkeit* und das zu Solidarität ist *Egozentrismus*. Es handelt sich hier um eine positive und um eine negative Bedeutung von Individualität, die jeweils auf sozialen Vergleichen beruht. Auf diese auch im Bewußtsein oft (aber nicht immer) miteinander verbundenen Aspekte und auf ihre Bindung an besonders privilegierte Berufe gehe ich nicht ausführlicher ein, sondern nenne nur wieder den mir besonders wichtigen Punkt:

Ebenso wie die Erfahrung von Inkonsistenz kann auch die von *sozialer Ungleichheit* oder von Entfremdung zur Bildung von Identität beitragen und deren Bestandteil werden. Und wiederum können dabei nicht nur Brüche zwischen Arbeit und Freizeit, sondern auch solche innerhalb beider Bereiche die Reflexivität behindern oder ihr förderlich sein. Neben der Gleichheit mit Kollegen wird Ungleichheit mit Vorgesetzten erfahrbar. Oder man selbst ist z. B. zugleich Vorgesetzter und Untergebener. Eine ähnliche Gleichzeitigkeit von egalitären und komplementären Rollenbeziehungen gibt es im Privatleben. Entsprechend läßt sich das zuvor genannte segmentierte Bewußtsein von der eigenen Person erweitert denken: Menschen können sich mit Blick auf bestimmte Bereiche und Rollen nur als Subjekt oder nur als Objekt, hier als einzigartig und dort als austauschbar, hier als nur von eigenen Interessen geleitet und dort als solidarisch begreifen. Die differenziertere Form bezieht sich darauf, sich

selbst als Subjekt und Objekt, als einzigartig und austauschbar zugleich zu sehen, und eigene Interessen mit denen anderer integrieren zu können.

*Identität als das Bewußtsein einer lebenslangen Kontinuität der eigenen Person* beruht auf Vergleichen, in denen wir jetzige, frühere und künftige „Bilder“ von uns selbst in Beziehung zueinander setzen. Gleichen sich diese Bilder sehr, so schmelzen sie zu einem tatsächlich statischen „Bild“ zusammen. Sehen wir dagegen Unterschiede, so lösen sich diese Bilder in einer dynamisch prozessualen Sicht auf (wie sie meines Erachtens mit den eher statischen Konzepten des „Selbstbildes“ in der Persönlichkeitspsychologie verfehlt wird). Diese Sicht einer kontinuierlichen inneren Entwicklung kann an der äußeren Kontinuität der zuvor erwähnten Berufsverlaufsmuster festgemacht werden. Dazu können auch die Vergleiche mit anderen beitragen sowie der Blick, den wir mit ihren Augen auf uns selbst als uns gleichbleibende oder uns entwickelnde Personen werfen.

Aber auch die Erfahrung von *Diskontinuität* kann zur Bildung dieser Art von „personaler“ Identität beitragen und deren Bestandteil werden. Schroffe biographische Brüche können zu Krisen führen, deren Ergebnis in Ausnahmefällen eine radikale Identitätstransformation sein mag (vgl. Siegert & Chapman 1987, Tesch-Römer 1987). Solche Krisen können jedoch auch in eine Stabilisierung von Identität einmünden, die mit besonderer Reflexivität einhergeht: Man kann im Kontrast zu den Aspekten der eigenen Person, die sich ändern, diejenigen erkennen, die sich gleichblieben. Oder man begreift sich gerade in der Offenheit gegenüber inneren Veränderungen als gleichbleibend. Außerdem kann besonders die Erfahrung von Unverwechselbarkeit an prägnanten Mustern einer diskontinuierlichen inneren Entwicklung festgemacht werden. Weiter bekommt u. U. das Bewußtsein, Subjekt des eigenen Lebens zu sein, erst seine besondere individuelle Bedeutung in Kontrast zu der Erfahrung, früher einmal viel stärker fremdbestimmt und austauschbar gewesen zu sein.

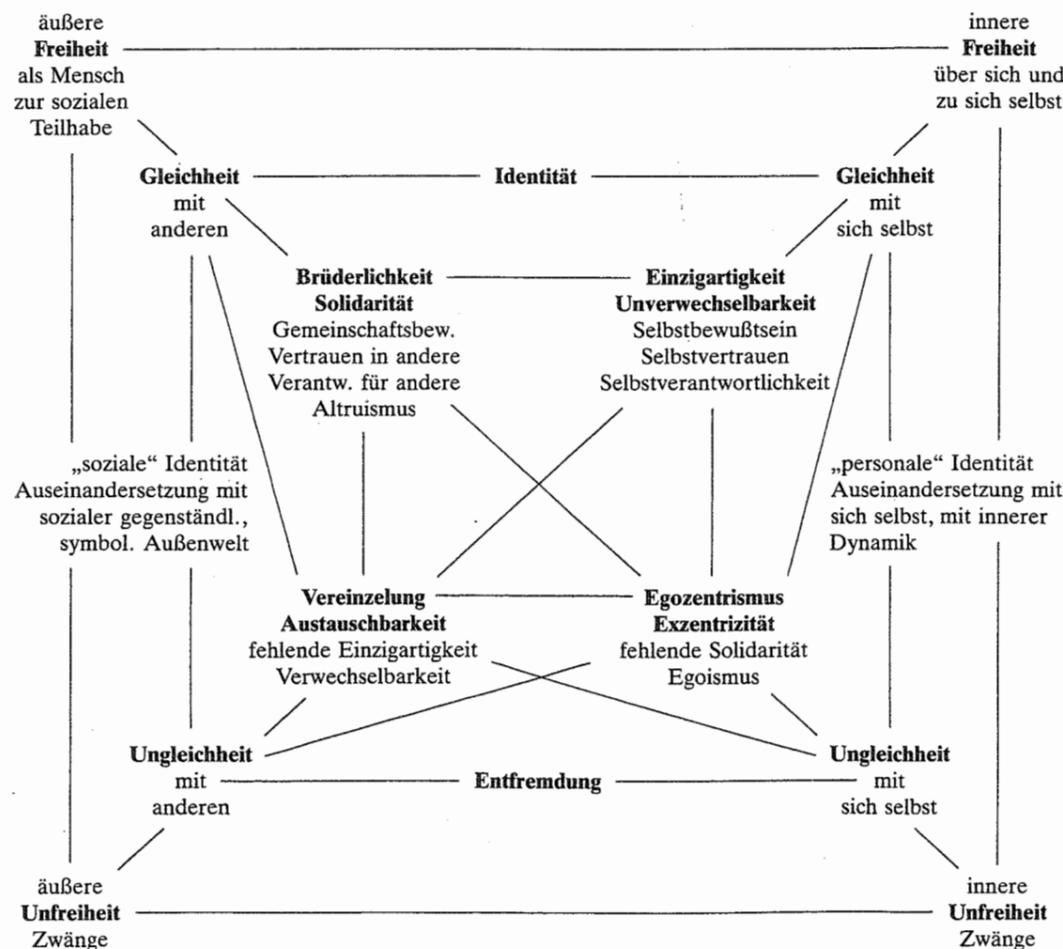
Ich vernachlässige an dieser Stelle den Bezug auf Arbeitsbiographien, denn er wird zum Schluß in den exemplarischen Kurzdarstellungen zweier Fallstudien noch besonders deutlich. Ebenso lasse ich das in der Literatur (vgl. besonders Krappmann 1971) genauer beschriebene Zusammenspiel aller soeben genannten Identitäten oder besser: deren Integration im

Rahmen einer übergreifenden Identität<sup>8</sup> beiseite. Festhalten möchte ich nur folgendes: Identität mag zwar im Alltag bisweilen *ausschließlich* positiv, nämlich im Sinne des Bewußtseins von subjektiver Freiheit bzw. Autonomie, von Einzigartigkeit, Konsistenz und Kontinuität verstanden werden. Das muß aber nicht so sein. Und im wissenschaftlichen Sprachgebrauch sollten wir uns davor hüten, in ähnlicher Weise wie zuvor beschrieben, die engeren und weite-

ren Konnotationen des Begriffes zu verwechseln. Fazit meiner Überlegungen ist: *Identität* sollte *als Oberbegriff* verwendet werden, der sich *auch* auf Bewußtseinsanteile von Heteronomie, Austauschbarkeit und Entfremdung bezieht. Für die wissenschaftliche Außensicht *muß*, für die subjektive Innensicht *kann* damit Inkonsistenz und Diskontinuität, Doppeldeutigkeit, Widersprüchlichkeit oder Komplementarität der jeweiligen Anteile besonders wichtiger Bestandteil von Identität und Gegenstand der Reflexion werden. Andernfalls gerät man in begriffliche Sackgassen und kann den scheinbaren Widerspruch nicht auflösen, daß manche der im folgenden Abschnitt genannten Autoren Entindividualisierung und Entfremdung und

<sup>8</sup> Vor allem im Anschluß an Goffman (1963) sprechen die meisten Autoren von *Ich*-Identität, wobei die psychoanalytischen Konnotationen des Begriffes „Ich“ stärker als die Mead'schen Bedeutungen von „I“ und „Me“ zum Ausdruck kommen.

**Übersicht zu den historischen Konnotationen der mit „Identität“ verwandten Begriffe und zum Netzwerk ihrer Relationen<sup>9</sup>**



die anderen Individualisierung und Autonomie als das Hauptresultat der Entwicklung von Arbeit seit Beginn der Industrialisierung herausstellen.

**2.3 Historische Konnotationen der Begriffe und Bezüge zu neueren Konzepten in den Sozialwissenschaften**

Bevor ich im letzten Abschnitt versuche, die bisherigen Überlegungen anhand realer Beispiele zu veranschaulichen, möchte ich noch ganz kurz auf das Netzwerk der genannten alltagssprachlichen Begriffe eingehen und dabei auf deren historische Konnotationen mit Hilfe einer Übersichtsdarstellung hinweisen. Die Idee zur Darstellung dieses Netzwerkes entstand bei der Lektüre eines kleinen, aber sehr anregenden Essays von Georg Simmel (1984), der vermutlich kurz vor dem Ersten Weltkrieg geschrieben worden ist, und der den Titel „Das Individuum und die Freiheit“ trägt. Dort ist zwar nirgendwo von Identität selbst die Rede, aber darum geht es – und zwar nicht bloß in dieser oder in anderen Schriften Simmels, sondern auch bei anderen Klassikern oder in älteren Darstellungen zum Begriff des Individuums, wie z.B. bei Horkheimer und Adorno (vgl. Adorno & Dirks 1956, S. 40 ff.).

Simmel beschreibt darin zuerst das Verständnis von Individualität, das in der Renaissance wenn nicht entstand, so doch seine besondere Ausprägung fand. Es bezieht sich auf individuelle *Einzigartigkeit*, wobei der Bezugspunkt al-

lein die *Freiheit* des einzelnen *zu sich selbst* ist. Aber diese Einzigartigkeit bedeutet auch Unverwechselbarkeit bzw. Unterscheidbarkeit von anderen bis hin zur *Exzentrizität* (Simmel verweist hier auf Kleidung und Mode); und in der Renaissance verbindet sie sich weiter mit dem „rücksichtslosen Sichdurchsetzen“ und mit Egozentrismus. Erst im 18. Jahrhundert entwickelt sich dann das Menschenbild bzw. das Ideal vom Individuum, das in den Forderungen der Aufklärung und der französischen Revolution gipfelt. Selbstverwirklichung und Autonomie bedeuten hier *Freiheit zum „wahren“ Menschsein*. Und Freiheit von Unterdrückung der einen durch die anderen läßt sich gar nicht losgelöst von *sozialer Gleichheit* denken. In der Romantik, etwa bei Schlegel, wird erneut das Gewicht auf Einzigartigkeit gelegt – nun jedoch in Abgrenzung gegenüber dem Primat der Vernunft, gegenüber einer Verobjektivierung des einzelnen und der Betonung des abstrakten Menschen in jeder lebendigen Person. Demgegenüber wird Einzigartigkeit wieder am inneren Bezugspunkt der Freiheit zu sich selbst sowie an Gefühl und Empfindung festgemacht. Später bei Nietzsche ist dann explizit von dem „soveränen Individuum“ die Rede, „das *nur sich selbst gleiche*“ (Adorno & Dirks 1956, S. 45). Seit dem 19. Jahrhundert bleibt es bei dem damit markierten Spannungsverhältnis der doppelten Bedeutungen von Individualität, Freiheit und Gleichheit zwischen äußerem und innerem Bezugspunkt, zwischen gesellschaftlicher Verankerung und dem psychischen Ursprung in jeder einzelnen Person. Simmel erörtert nun sehr eindrucksvoll, wie ein eingeschränktes Verständnis des von Geburt an freien und gleichen Individuums, bei dem das dritte Postulat der französischen Revolution, das der Brüderlichkeit, vergessen wird, zur Legitimation des Konkurrenzprinzips dient. Erst in dieser eingeschränkten Bedeutung kann es mit dem Verständnis von Einzigartigkeit und dessen negativer Konnotation von Egozentrismus verknüpft werden, und damit ist die Rechtfertigung für neue Formen von Unterdrückung und sozialer Ungleichheit geschaffen.

<sup>9</sup> In der Übersicht sind die Relationen durch Verbindungslinien gekennzeichnet. Es wurde darauf verzichtet, genauer auf deren Art hinzuweisen, da dies z. T. im Text geschieht und da die graphische Darstellung damit unübersichtlicher geworden wäre. Aus den Begriffen selbst sowie aus ihrer Anordnung in dieser Übersicht geht überdies hervor, daß es sich um Relationen der Doppel- bzw. Mehrdeutigkeit (derselben Begriffe), der engen Verwandtschaft, der Gegensätzlichkeit oder der Komplementarität (verschiedener Begriffe) handelt.

In der Übersicht hätte eigentlich auch noch exakter darauf hingewiesen werden müssen, daß „Identität“ hier nur in einem positiven Sinne angeführt wird und daß weiter „Entfremdung“ als Gegenbegriff zu diesem positiv verengten Identitätsbegriff gedacht werden kann, aber daß ein weiter gefaßter Begriff von Identität entsprechend der bisherigen Argumentation in diesem Beitrag auch Erfahrungen von Entfremdung einschließen kann. Auf solche Erläuterungen wurde ebenfalls aus Gründen der Übersichtlichkeit verzichtet.

In diesem Rahmen kann leider nicht den historischen Konnotationen sämtlicher Begriffe nachgegangen werden. Auch das (in der Übersicht durch die Verbindungslinien gekennzeichnete) Netzwerk aller engen Verbindungen, Gegensätze oder komplementären Relationen zwischen ihnen, die zum größten Teil bereits zuvor thematisiert worden sind, kann nicht in seiner

Entstehung nachgezeichnet werden. Dazu wäre es notwendig, auch auf andere *sozialwissenschaftliche Klassiker* gründlicher einzugehen: z. B. auf Marx und den von ihm geprägten Begriff der Entfremdung (Marx 1973, S. 512 ff.), auf Durkheim und sein Verständnis von „mechanischer“ sowie „organischer“ Solidarität oder seine Überlegungen zu Autonomie (vgl. z. B. die in Bertram 1986 abgedruckten Aufsätze Durkheims sowie Müller 1986), die für Piagets Arbeit zum moralischen Urteil (Piaget 1973) richtungsweisend wurden; oder schließlich auf Elias (1976 und 1977), bei dem innere Freiheit bzw. Herrschaft über eigene Affekte (die zugleich Selbstzwang bedeutet) auf äußere Freiheiten oder auf gesellschaftliche Zwänge in immer differenzierter werdenden Gesellschaften bezogen wird. Jeder der genannten Autoren stellt die *Entwicklung der gesellschaftlichen Arbeit* und *Arbeitsteilung als Ursache und Folge dieser Bedeutung und der damit beschriebenen Bewusstseinsformen* heraus. Während es bei Marx bekanntlich von der realen Entfremdung bis zur utopischen Freiheit ein weiter Weg ist, beziehen sich Simmel, Durkheim und später Elias auf eine durchaus reale individuelle Autonomie und deren Entwicklung im Zuge einer Zunahme der gesellschaftlichen Differenzierung und Arbeitsteilung. Der scheinbare Widerspruch läßt sich meines Erachtens nicht dertart einfach auflösen, daß man die damit verbundenen unterschiedlichen Bewusstseinsformen auf die unterschiedlichen, durch die Arbeitsteilung begünstigten oder benachteiligten gesellschaftlichen Gruppen bezieht. Die bisherigen Überlegungen lassen sich vielmehr zu der historischen These erweitern, daß die Identität bzw. das Bewußtsein der Menschen von sich selbst vor allem *in sich* differenzierter geworden ist und zunehmend widersprüchliche oder komplementäre Anteile enthält, womit zugleich die interindividuellen Unterschiede sowie die intraindividuelle Dynamik der lebenslangen inneren Entwicklungen zugenommen haben.

Ohne diese These weiterverfolgen zu können, soll hier noch auf den *derzeitigen Stand der sozialwissenschaftlichen Forschung* hingewiesen werden:

Arbeit ist Gegenstand ganzer Disziplinen, und auch Identität wird im Rahmen eigenständiger wissenschaftlicher Traditionen behandelt. Publikationen, in denen explizit der Zusammenhang von Arbeit und Identität thematisiert wird, findet man in der sozialwissenschaftlichen Literatur meines Wissens allenfalls am Rande. Eine erste Ausnahme stellt die Arbeit von Volmerg (1978) dar. Besonders auf-

schlußreich erscheinen mir hier die psychoanalytisch orientierten Beschreibungen unterschiedlicher „Widerstands- und Abwehrformen“ angesichts restriktiver Arbeit. Ein gravierendes Problem sehe ich allerdings darin, daß Identität nicht (wie zuvor gefordert) in einem erweiterten Sinne und als Oberbegriff verstanden wird, sondern daß dieser Begriff bei Volmerg nur positive Konnotationen hat. Ihr erscheint die Genese und Entwicklung von Identität eigentlich nur während der vorberuflichen Sozialisation denkbar. Ein später möglicher, weiterer „Aufbau“ von Identität oder die Integration auch negativer Erfahrungen bzw. der zuvor erörterten Inkonsistenzen, Diskontinuitäten und Widersprüchlichkeiten in entsprechend komplexe Bewusstseinsformen werden gegenüber der Identitätssicherung oder Identitätszerstörung durch Arbeit fast ausgeblendet. In neueren psychoanalytisch orientierten Arbeiten (z. B. Leithäuser & Volmerg 1988) wird ein derart verengter Identitätsbegriff allerdings zunehmend aufgegeben. Zu erwähnen sind außerdem die Beiträge von Nunner-Winkler (1981) oder von Beck (1983). In den viel diskutierten Überlegungen Becks wird die Ebene der intraindividuellen Entwicklung allerdings nicht thematisiert, und die Frage bleibt offen, wie „neu“ hier Identitäten im Verlauf der Biographie Erwachsener tatsächlich noch werden können. Die wichtigste neuere Studie stammt schließlich von Baethge u. a. (1988). Hier wird der Begriff der Identität im Anschluß an Habermas und Krappmann zwar nur sehr knapp eingeführt und später weitgehend mit dem des „Lebenskonzeptes“ gleichgesetzt. In dieser Fassung wird der Begriff auch für die empirische Untersuchung Jugendlicher operationalisiert. Dabei tritt dann die Sichtweise der eigenen Person bzw. Innenwelt, die z. B. als einzigartige Konstellation von Anlagen und Eigenschaften oder als Ergebnis einer unverwechselbaren Lebensgeschichte begriffen werden kann, gegenüber Handlungsstrategien zur Verknüpfung von Arbeit und Freizeit in den Hintergrund. In dieser Studie werden aber gleichwohl besonders prägnant verschiedenartige Zusammenhänge zwischen Arbeits- und Identitätsaspekten dargestellt. Und vor allem wird hier mit Hilfe qualitativer Forschungsmethoden und entgegen den Befunden üblicher Umfrageforschung zum angeblichen Bedeutungsverlust von Arbeit aufgezeigt, welchen zentralen Stellenwert die Arbeit für Jugendliche nach wie vor hat.

Daneben gibt es eine Fülle isoliert voneinander entwickelter Einzelkonzepte und Theorietraditionen in Soziologie sowie Psychologie; und es ist nicht ganz einfach, diese Konzepte und Traditionen auf so komplexe Gegenstände wie Arbeit und Identität sowie auf deren Zusammenhang zu beziehen (vgl. dazu genauer Hoff 1985). Hier scheint mir der Rückgriff auf das Netzwerk der alltagssprachlich geläufigen Begriffe hilfreich zu sein: Um individuelle Freiheit geht es z. B. bei den bereits genannten industriesoziologischen Dimensionen der Dispositionsspielräume oder der Kontrolle am Arbeitsplatz. Von Freiheitsgraden in einem eingeschränkten Sinne ist in arbeitspsycho-

logisch-handlungstheoretischen Ansätzen die Rede. In einem erweiterten Sinne wird die Handlungsfreiheit des einzelnen Bezugspunkt im arbeitspsychologischen Konzept des Handlungs- oder Tätigkeitsspielraumes. Das Gegensatzpaar von Solidarität und Egozentrismus, von Altruismus und Egoismus ist Gegenstand aller persönlichkeits- und entwicklungspsychologischen Moralkonzepte. Auf Einzigartigkeit im Sinne von Selbstbewußtsein, Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen beziehen sich einzelne persönlichkeitspsychologische Konstrukte und die Selbstkonzeptforschung. Um das Bewußtsein von Freiheit geht es schließlich in der Fülle der psychologischen Kontrollkonzepte, die sich entweder auf Selbstkontrolle oder auf die Kontrollüberzeugung beziehen, Objekt fremder Mächte oder Subjekt des eigenen Verhaltens und seiner Folgen zu sein.

Im vorangegangenen Abschnitt zum Identitätsbegriff ist zwar nicht von solchen Kontroll-, „Überzeugungen“, wohl aber von dem „Bewußtsein“ gesprochen worden, Subjekt und/oder Objekt des eigenen Lebens zu sein. Und dieses *Kontrollbewußtsein* (Hoff 1986, Hohner 1987), das mit Identität z. T. zusammenfällt, ist mit einem übergreifenden Konzept von *objektiver Kontrolle*, d. h. von Handlungsspielräumen vs. Restriktivität in der täglichen Erwerbsarbeit sowie in der Arbeitsbiographie verknüpft worden. Die bisherigen Überlegungen dazu werden nun abschließend anhand zweier Kurzdarstellungen zur Entwicklung des Kontrollbewußtseins in Arbeitsbiographie und privatem Lebensstrang veranschaulicht.

### 3. Zwei Beispiele für Kontrollbewußtsein und Identität im beruflichen und privaten Lebensstrang

Mit den beiden folgenden Beispielen aus einer Längsschnittstudie<sup>10</sup> (Hoff, Lappe & Lempert 1990) soll gezeigt werden, welche komplexen Formen von Kontrollbewußtsein vorkommen können, mit welchen anderen aller zuvor genannten Anteile von Identität sie sich verbinden, und wie sie sich im beruflichen sowie im privaten Lebensstrang entwickeln und ihrerseits zur Ausgestaltung dieser Stränge beitragen. Außerdem soll veranschaulicht werden, daß neben den Erfahrungen von Autonomie, Einzigartigkeit, Konsistenz und Kontinuität auch die von Heteronomie, Austauschbarkeit, Inkonsistenz und Diskontinuität zur Identitätsbildung beitragen und in unterschiedlicher Weise, nämlich mehr oder minder reflektiert, Bestandteil von Identität werden können.

Es werden zwei junge Facharbeiter beschrieben, die jetzt an der Schwelle ihres vierten Lebensjahrzehnts stehen und die ihre Lehre im selben Großbetrieb und zum selben Zeitpunkt abgeschlossen haben. Der eine, der im folgenden mit „A“ bezeichnet wird, ist gelernter Werkzeugmacher; der andere, der „B“ genannt wird, ist gelernter Universalfräser. Auf die Fülle der diagnostischen Verfahren von standardisierten Skalen bis hin zu Intensivinterviews, von Arbeitsbeobachtungen, Experteninterviews, Befragungen von Vorgesetzten bis hin zur Analyse der beruflichen Arbeitsmärkte kann hier ebensowenig eingegangen werden wie auf die Kombination der Methoden zur Prüfung von Hypothesen und Prognosen (vgl. dazu Hoff, Lappe & Lempert 1983, 1990; Hoff 1989). Stattdessen skizziere ich vergleichend und nur ganz verkürzt erstens das *Kontrollbewußtsein und die Daten zur Identität*, die 1980 erhoben wurden, als die beiden Facharbeiter mit 23 Jahren bereits die ersten Berufsjahre nach der Lehre hinter sich hatten. Zweitens *rekonstruiere* ich stichwortartig ihre *Biographie* bis dahin und schildere dann ihren *beruflichen und privaten Werdegang von 1980–1987*. Ohne weiteren Kommentar nenne ich drittens zum Schluß die *Formen des Kontrollbewußtseins*, die 1987 noch einmal erfaßt worden sind.

Das *Kontrollbewußtsein* des Werkzeugmachers A kann 1980 als „interaktionistisch“ bezeichnet werden. Damit ist gemeint, daß sich A zugleich als Subjekt und Objekt seiner Welt sieht. Er begreift sein eigenes Handeln als reziproke Interaktion äußerer und innerer Einflußfaktoren. Mit Blick auf Arbeit ebenso wie mit Blick auf Freizeit verknüpft er beide Seiten kausal nach dem Motto: „Gerade wenn und weil die äußeren Umstände schwierig sind, mobilisiere ich

<sup>10</sup> Es handelt sich um das von Wolfgang Lempert initiierte Projekt „Arbeitsbiographie und Persönlichkeitsentwicklung“ am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung Berlin, an dem Lothar Lappe als Industriosoziologe, Wolfgang Lempert als Berufspädagoge und -soziologe und der Autor dieses Beitrags als Psychologe mitarbeiten. Der eine junge Facharbeiter, um den es im folgenden geht (der hier als „A“ eingeführt ist), wird in seinem Kontrollbewußtsein und seinem beruflichen Handeln in der Monographie von Hohner (1987, S. 146 ff.) als „Fallstudie Bastian“ dargestellt. Der andere Facharbeiter (der hier als „B“ eingeführt ist) wird im Abschlußbericht unserer Längsschnittstudie als „Herr Fahrer“ ausführlicher in seiner gesamten Biographie und seiner Persönlichkeitsstruktur dargestellt (Hoff, Lappe & Lempert 1990). Auf die für Identität relevanten Aspekte von Kontrollbewußtsein, Arbeit und Beruf geht auch Hohner in seinem Beitrag zum Sammelband von Frey und Haußer (1987, S. 88 ff.) ein.

meine inneren Fähigkeiten, Kräfte und Anstrengungen.“

Im Vergleich dazu begreift sich der gelernte Universalfräser B ausschließlich als Subjekt im einen und ebenso ausschließlich als Objekt im anderen Bereich seines Alltags. Diese Form von Kontrollbewußtsein kann als „additiv-deterministisch“ bezeichnet werden. In der Arbeit sieht B sein Verhalten und dessen Resultate als ausschließlich fremdbestimmt, als durch Zwänge und Vorgesetzte völlig determiniert. Allerdings kommt hier eine Mischung aus internalen und fatalistischen Vorstellungen hinzu nach dem Motto: „Ich muß das alles nur zäh durchstehen, dann habe ich irgendwann auch einmal Glück.“ Nur in seiner Freizeit sieht sich B wirklich frei: hier ist er es selbst, der nun umgekehrt ähnlich ausschließlich sein Leben und Handeln determiniert.

Hier wird offenkundig, daß damit auch *Identität als das Bewußtsein innerer Konsistenz* oder Einheitlichkeit der eigenen Person tangiert ist. Wirklich „bewußt“, nämlich als Gefahr für die eigene Person wird die Trennung der Lebensbereiche von A gesehen, wenn er die Dominanz von Fremdbestimmung in der Arbeit und die von Selbstbestimmung in der Freizeit schildert. Sein subjektives Konzept der Relation von Arbeit und Freizeit und damit das Konzept seiner selbst in diesen Lebensbereichen ist wiederum interaktionistisch, d. h. er sieht die reziproken Bezüge zwischen seinem Denken, Fühlen und Handeln in beiden Bereichen, versucht bewußt, Handlungsstrategien vom einen auf den anderen Bereich zu übertragen, und begreift sich eben darin als einheitliche Person.

Im Vergleich dazu hindert sich B selbst an der Reflexion jener Inkonsistenz, die dem Außenstehenden bei der Analyse seines Kontrollbewußtseins ins Auge fällt, indem er subjektiv die These einer strikten Neutralität bzw. Segmentation der Lebensbereiche im eigenen Denken, Fühlen und Handeln vertritt. Er hat das Klischee „Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps“ auf sich persönlich bezogen und behauptet eine Unabhängigkeit zwischen sich selbst in der Arbeit und sich selbst in der Freizeit.

Ich komme nun zur „sozialen Verortung“ der eigenen Person. In der Vorstellungswelt von A erscheint eine individuelle Einflußnahme angesichts der Übermacht von gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen und technischen Faktoren vielfach als aussichtslos. Die individuelle muß für A in kollektive Kontrolle einge-

bracht werden, und nun setzt sich in seinen Augen die Auseinandersetzung zwischen eigenen bzw. kollektiven und äußeren Kräften auf höherem Niveau fort. A begreift sich am Arbeitsplatz als durchaus austauschbar; eben deshalb spielen Solidarität und die soziale Einbettung in gewerkschaftlich enge Kontakte, die in das Privatleben hineinreichen, für ihn eine so große Rolle. Das gleichzeitige Bewußtsein von Einzigartigkeit bezieht sich nicht nur auf die Intimität und „Exklusivität“ der stabilen privaten Beziehung zu seiner Freundin, neben der andere Freundschaften weniger wichtig erscheinen, sondern auch auf seine erfolgreiche Arbeit als der von den Kollegen im Betrieb gewählte Jugendvertreter bzw. später: als Mitglied des Betriebsrats. Daß es A in allen Lebensbereichen gelingt, individuelle und fremde Interessen, das eigene Wohl und altruistische Orientierungen miteinander zu vereinbaren, zeigt sich im übrigen darin, daß sein Moralbewußtsein 1980 als konsistent postkonventionell diagnostiziert werden konnte (vgl. dazu Lempert 1987, 1988).

Für B sind nur die allernächsten Arbeitskollegen sehr wichtig. Die Erfahrung von Austauschbarkeit wird von ihm nicht thematisiert. Privat sind ihm enge Männerfreundschaften wichtiger als Beziehungen zu Frauen. B ist explizit der Meinung, daß der Tausch von Frauen unter Freunden ein Beweis der Freundschaft sei. Das Bewußtsein der eigenen Einzigartigkeit zeigt sich bei ihm anders als bei A in einer deutlichen Abgrenzung gegenüber allen Menschen jenseits seiner engeren Umgebung. Dazu paßt es, daß das Moralbewußtsein von B 1980 nicht als einheitlich gekennzeichnet werden kann; seine Urteile streuen über die Stufen der präkonventionellen und konventionellen Ebene, d. h. er schwankt zwischen egozentrischen Orientierungen in einigen und soziozentrischen Orientierungen in anderen Bereichen.

*Identität als das Bewußtsein der eigenen Kontinuität* zeigt sich ebenfalls bei A und B sehr unterschiedlich. Für A sind die früheren Bilder der eigenen Person im jetzigen Bild enthalten (und davon spricht er ausdrücklich, auch wenn er nur nach dem jetzigen Bild gefragt wird!). Trotz seiner prozessual-dynamischen Sicht kann der Ausdruck Selbst-„Bild“ beibehalten werden, weil es keine allmählichen Übergänge, sondern schroffe Brüche zwischen diesen Bildern gab. Das jetzige Bewußtsein, Subjekt der persönlichen Welt zu sein, beruht auf der Erfahrung von Heteronomie. Während einer hef-

tigen Adoleszenzkrise wurde A die starke Inkonsistenz zwischen den Forderungen der Mutter und den Wertvorstellungen seiner „peers“ bewußt. Am stärksten, so A, habe ihn jedoch der Bruch zwischen relativ freizügiger Schule und der ungemein restriktiven Lehre geprägt. Ein solcher Bruch wird dann noch einmal für den Übergang von der Lehre in die eigentliche Erwerbstätigkeit geschildert. Aufgrund solcher Erfahrungen lehnt es A ausdrücklich ab, von Eigenschaften oder Anlagen zu sprechen. Stattdessen sieht er seine Fähigkeiten als erworben an. Den negativen Erfahrungen der früheren Krisen und Auseinandersetzungen schreibt er im Nachhinein positiven Sinn als Lernchancen zu. Mit Blick auf die Zukunft begreift sich A als veränderbar, und auch in seinem darauf bezogenen Bewußtsein von Kontinuität ist das von Diskontinuität enthalten und „aufgehoben“.

Wieder läßt sich B vergleichsweise kurz charakterisieren. In seiner Selbstbeschreibung findet sich kein biographischer Bezug, denn er führt die Kontinuität der eigenen Person sowie des eigenen Handelns auf individuelle Eigenschaften zurück und unterlegt ihnen ein nativistisches Konzept von Anlagen. Zeitweise spielen daneben auch Willensanstrengungen eine Rolle, aber es bleibt unklar, ob er sie nicht ebenfalls letztlich im Sinne stabiler Persönlichkeitsmerkmale begreift. Den Widerspruch, der für Außenstehende darin bestehen mag, daß er sich in der Arbeit als Objekt sieht, löst er für sich selbst so auf, daß dazu eben der Zufall bzw. das Pech geführt habe, welches künftig ja in Glück umschlagen könne.

Soweit sich die *Biographien* anhand von retrospektiven Daten bis 1980 rekonstruieren lassen, erweisen sie sich bei A und B gleichermaßen als *diskontinuierlich*. Erwähnt sei nur ein für die Ausbildung des Kontrollbewußtseins entscheidender Unterschied: Elternhaus, Schule, Lehre und Freizeit mit Gleichaltrigen sind sich bei A ungeachtet aller inhaltlichen Unterschiede darin ähnlich, daß sie in sich Restriktionen und Handlungsspielräume zugleich aufweisen. Bei B kann dagegen die fast völlig „freie“ Freizeit in „Banden“ von Gleichaltrigen nur als kompensatorisches Gegenstück zu allen anderen, in sich höchst restriktiven Lebensbereichen interpretiert werden. Diese *Konsistenz bzw. Inkonsistenz* im Muster von Freiheiten und Zwängen, wie sie sich im unterschiedlichen Kontrollbewußtsein bei A und B widerspiegelt, setzt sich bis in die ersten Berufsjahre fort.

Von 1980–1987 läßt sich nun der Lebenslauf

ganz exakt fortlaufend „verfolgen“ und beschreiben. Er wird bei A immer *kontinuierlicher* und bei B noch *diskontinuierlicher*. Die Weichen dafür sind bereits vor 1980 mit der Lehre gestellt: Der Übergang von der Schule in die Lehre bedeutet zwar für A einen schroffen Bruch. Die qualifizierte Lehre als Werkzeugmacher führt dann jedoch zu einer ausbildungsadäquaten Tätigkeit. A arbeitet weiter im Ausbildungsbetrieb, und zwar als Werkzeugmacher im Vorrichtungsbau. Dabei bleibt es bis heute. Bemerkenswert ist nun, in welcher Weise A die 1980 inhaltlich noch stärker unterschiedlichen Lebensstränge zunehmend zu integrieren versucht: nämlich über einen dritten Bereich, in dem sich Arbeit und Freizeit überlappen – in seiner Tätigkeit in Betriebsrat und Gewerkschaft. Immer deutlicher ist die Integration an die Zeitstruktur seines Alltags ablesbar. Einen Großteil der Arbeitszeit verbringt A mit der Betriebsratsarbeit, auf die er sich in der Freizeit und im Rahmen der gewerkschaftlichen Weiterbildung vorbereitet. Daher wird wirkliche „Frei“-Zeit für ihn gewissermaßen zur „Rest“-Zeit. Die Verpflichtungen, die sich A nach Feierabend freiwillig „aufgeladen“ hat, kollidieren zunächst auch nicht mit der immer engeren Beziehung zur Freundin. Denn sie teilt seine Interessen, sein Engagement und seine Wertorientierungen, weil sie ebenfalls zunächst Jugendvertreterin und dann Vertrauensfrau in ihrem Betrieb ist. Erst als beide Eltern werden (sie heiraten aber erst lange nach der Geburt des Kindes), gibt es Koordinationsprobleme, die partnerschaftlich bewältigt werden.

Im Vergleich dazu bringt für B der Übergang von der Schule in die Lehre (abgesehen von den Unannehmlichkeiten einer endlosen Lehrstellen-suche) zunächst keinen derartigen Verlust an individueller Freiheit wie bei A mit sich. Die weniger qualifizierte Lehre als Universalfräser führt dann jedoch zu einem ungemein schroffen Bruch beim Eintritt in die eigentliche Erwerbstätigkeit. B kann mangels entsprechender Arbeitsplätze im Ausbildungsbetrieb zunächst nicht ausbildungsadäquat eingesetzt werden. Ein Jahr lang wird er von einem restriktiven Arbeitsplatz zum anderen geschoben. Es handelt sich um insgesamt sieben Wechsel von z. T. im Akkord bezahlten Arbeiten im Produktionsbereich, wie sie eigentlich von Angelernten verrichtet werden. Angesichts der Arbeitsmarkt-lage muß sich B „schieben“ lassen, bis er schließlich an einen etwas anspruchsvolleren Arbeitsplatz gerät: an eine NC-Fräsmaschine zur Be-

arbeitung großer Turbinenwellen. Hier arbeitet er dann lange Zeit im Akkord und in Schicht. Anders als bei A bleiben für B Arbeit und Freizeit wirklich zwei getrennte Welten. Im Gegensatz zu seiner vorher erwähnten subjektiven Segmentationsthese zwingt die fortlaufende Beschreibung der Tätigkeiten im beruflichen und privaten Lebensstrang den außenstehenden Beobachter allerdings zu einer funktionalen Interpretation des Freizeitverhaltens im Sinne einer Kompensation: Den Restriktionen, Überforderungen und dem Streß in der Arbeit setzt B die scheinbar ganz andere „freie“ Freizeit kompensatorisch entgegen. Hier wird eine „Auto“-Biographie (im ungewöhnlichen Sinne dieses Wortes) sichtbar: Der private Lebensstrang strukturiert sich bei B nach der raschen Abfolge der erworbenen Autos. Das Bewußtsein von individueller Freiheit bezieht sich auf seine Autoleienschaft. Durch allzu „rasantes“ Fahren kommt es zu einer Kette von Unfällen, Neuananschaffungen und wachsenden Schulden, die B lange Zeit dazu zwingen, am Rande des Existenzminimums zu leben, um dem ökonomischen Ruin zu entgehen. Dabei helfen ihm u. a. wechselnde Beziehungen zu Frauen.

Vielleicht erscheint der bisherige Vergleich als „Schwarz-Weiß-Malerei“, und der Leser vermutet, daß nun der Lebenslauf von A „per aspera ad astra“ und der von B doch noch in die Katastrophe führt. So geht es jedoch zumindest bei B nicht weiter. Im Großbetrieb, in dem beide arbeiten, kommt es zu Ende 1983 zu Massenentlassungen, von denen B im Gegensatz zu A betroffen ist. B findet nach kurzer Arbeitslosigkeit eine völlig andere Arbeit – und zwar überraschender Weise als Busfahrer. (Neben dem Zwang zur Arbeitssuche und der Nachfrage auf dem spezifischen Arbeitsmarkt war dabei der Rat der Eltern seiner Freundin und nicht die eigene Initiative ausschlaggebend.) Damit erfüllt sich für ihn die frühere Vorstellung vom künftigen Glück, und auf ungeahnte Weise schließt sich die tiefe Kluft zwischen dem beruflichen und privaten Lebensstrang.

Die Formen von *Kontrollbewußtsein und Identität*, die sich 1987 feststellen lassen<sup>11</sup>, können nun ganz kurz genannt werden und bedürfen keiner weiteren Kommentare: Bei A kann keine qualitative Veränderung, allenfalls eine Verfestigung aller zuvor beschriebenen Anteile konstatiert werden. Bei B hat sich dagegen das Kontrollbewußtsein im Zuge der gravierenden Diskontinuität im Lebenslauf weiterentwickelt. Zwar kann es nicht als „interaktionistisch“ be-

zeichnet werden, denn B geht immer noch von der Determination seines Lebens und Handelns mal durch äußere Einflüsse, mal durch eigene Kräfte aus. Aber diese Sichtweise ist grundsätzlich differenzierter und flexibler geworden, d. h. sie gilt innerhalb der Arbeit ebenso wie innerhalb der Freizeit. Die Intensität, mit der sich B 1980 in eine Privat- und in eine Berufsperson hat aufspalten müssen, ist einem Verständnis der ständigen positiven Generalisierung des eigenen Denkens, Fühlens und Handelns von Arbeit auf Freizeit sowie von Freizeit auf Arbeit gewichen. Einerseits ist es bei seinem nativistischen Konzept von Kontinuität geblieben. Sein Können als Autofahrer begreift B als angeboren. (Die früheren Unfälle führt er bezeichnender Weise nicht mehr auf den Zufall, sondern auf das Verschulden der Beteiligten zurück.) Andererseits tritt daneben ein subjektives Konzept von Selbstkontrolle, d. h. von Anstrengungen und Willenskraft, die sich B selbst zu beweisen sucht. Auffallend ist schließlich, daß B nicht mehr meint, die eigene Einzig-

<sup>11</sup> In diesem Zusammenhang sei angemerkt, in welcher Weise sich A und B anhand ihrer Skalenwerte im IPC-Fragebogen (Krampen 1981) verbal klassifizieren lassen: A und B unterscheiden sich nur darin, daß sich bei A eine „unterdurchschnittliche“ und bei B eine „durchschnittliche Internalität“ feststellen läßt; beide weisen gleichermaßen eine „durchschnittliche Externalität“ sowie einen „unterdurchschnittlichen Fatalismus“ auf.

Wie immer man den diagnostischen Wert solcher oder ähnlicher Kontrollskalen im Rahmen anderer Untersuchungen mit großen Stichproben auch einschätzen und welche methodische Skepsis man zugleich gegenüber Intensivinterviews haben mag: Hier stellt sich die Frage, ob den genannten Klassifikationen bzw. der Messung mit Hilfe dieses Fragebogens in beiden Einzelfällen überhaupt irgendeine Aussagekraft im Hinblick auf das unterschiedliche Handeln in den unterschiedlichen Lebensläufen sowie im Hinblick auf die unterschiedlichen Merkmale von Identität oder Persönlichkeit zukommt.

In unseren Fallstudien bestätigt sich empirisch das, was eigentlich keiner Bestätigung bedarf, weil es theoretisch a priori klar ist: Die hier als interaktionistisch bezeichnete Form von Kontrollbewußtsein kann nicht mit Hilfe eines mehrdimensional konzipierten Fragebogens erfaßt werden (weil in keinem Item nach der kausalen Verknüpfung externer und interner Faktoren gefragt wird). Folglich können auch keine interindividuellen Unterschiede der hier geschilderten prägnanten Art festgestellt werden.

artigkeit durch allzu starke Abgrenzung gegenüber anderen Menschen und deren Vorstellungswelt behaupten zu müssen.

#### 4. Schlußbemerkung

Nach diesem Vergleich möchte ich noch auf folgendes hinweisen. Es versteht sich von selbst, daß sich mit der verkürzt dargestellten Analyse komplexer individueller Lebensläufe und innerer Entwicklungen nicht die Fragen nach der Häufigkeit des Vorkommens oder nach der Repräsentativität der ausgewählten Fälle beantworten lassen. Nur Vermutungen können hier an den Schluß gestellt werden. Mindestens ebenso häufig, wenn nicht häufiger dürften diskontinuierliche Lebensläufe sein, die keine derart glückliche Wendung nehmen, wie sie eben geschildert wurde. Falls es bei permanenter Dequalifizierung in beruflichen Sackgassen oder beim Wechsel von Arbeitslosigkeit und kurzfristigen Beschäftigungen bleibt, ist meines Erachtens die Variante wahrscheinlich, bei der sich das Bewußtsein, hier Objekt und dort Subjekt zu sein, scherenförmig entwickelt und verschärft, wobei Identität durch die dauerhafte innere Aufspaltung in eine Berufs- und in eine Privatperson bedroht ist. Eine solche Dequalifizierung oder Arbeitslosigkeit im Wechsel mit kurzfristigen Beschäftigungsverhältnissen betrifft die sogenannten „Verlierer“ bei der Rationalisierung von Fabrik- und Büroarbeiten im Zuge der Einführung „neuer Technologien“. Dabei muß man sich auch den eigentlich trivialen Sachverhalt vor Augen führen, daß die sogenannten „neuen Technologien“ nicht einmalig eingeführt werden, sondern daß sie weiterhin immer „neuer“ werden. Folglich müssen sowohl die „Verlierer“ als auch die „Gewinner“ dieser Rationalisierungsprozesse künftig mit weiteren biographischen Diskontinuitäten rechnen, die die ohnehin schon ausgeprägten Unterschiede zwischen ihnen eher noch erhöhen als minimieren.

#### Literatur

- Adorno, T. W. & Dirks, W. (Hg.) (1956): Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Bd. 4, Kap. III: „Individuum“. In: Soziologische Exkurse des Instituts für Sozialforschung. Frankfurt a. M. (Europäische Verlagsanstalt) S. 40–54.  
 Arnold, R. (1986). Identität und Arbeit Erwachse-

- ner – Zu einer Sozialpsychologie von Arbeit und Arbeitslosigkeit. In: Arnold, R. & Kaltschmid, J. (Hg.): Erwachsenensozialisation und Erwachsenenbildung. Frankfurt (Diesterweg), S. 115–142.  
 Baitsch, C. (1985): Kompetenzentwicklung und partizipative Arbeitsgestaltung. Bern (Lang).  
 Baethge, M., Hantsche, B., Pelull, W. & Voskamp, U. (1988): Jugend: Arbeit und Identität. Lebensperspektiven und Interessenorientierungen von Jugendlichen. Eine Studie des Soziologischen Forschungsinstituts Göttingen (SOFI). Opladen (Leske & Budrich).  
 Beck, U. (1983): Jenseits von Stand und Klasse. Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: Soziale Welt, Sonderband 2, S. 35–74.  
 Beck, U. & Brater, M. (Hg.) (1977): Die soziale Konstitution der Berufe. Materialien zu einer subjektbezogenen Theorie der Berufe. 2 Bde. Frankfurt a. M. (Apekte).  
 Bolte, K. M. & Treutner, E. (Hg.) (1983): Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie. Frankfurt a. M. (Campus).  
 Bourdieu, P. (1981): Klassenschicksal, individuelles Handeln und das Gesetz der Wahrscheinlichkeit. In: Bourdieu, P., Boltanski, L., de Saint Martin, M. & Maldidier, P.: Titel und Stelle: Über die Reproduktion sozialer Macht. Frankfurt a. M. (Europäische Verlagsanstalt), S. 169–226.  
 Brock, D. & Vetter, H.-R. (1982): Alltägliche Arbeiterexistenz. Frankfurt a. M. und New York (Campus).  
 Drexel, I. (1982): Belegschaftsstrukturen zwischen Veränderungsdruck und Beharrung. Zur Durchsetzung neuer Ausbildungsberufe gegen bestehende Qualifikations- und Lohnstrukturen. Frankfurt a. M. (Campus).  
 Duell, W. (1985): Humanisierung der Arbeit und Kompetenzentwicklung. In: Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik 81, S. 36–46.  
 Durkheim, E. (1986): Einführung in die Moral. In: Bertram, H. (Hg.): Gesellschaftlicher Zwang und moralische Autonomie. Frankfurt a. M. (Suhrkamp), S. 33–53.  
 Durkheim, E. (1986): Der Individualismus und die Intellektuellen. In: Bertram, H. (Hg.): Gesellschaftlicher Zwang und moralische Autonomie. Frankfurt a. M. (Suhrkamp), S. 54–70.  
 Elias, N. (1976 und 1977): Über den Prozeß der Zivilisation. Bd. I und II. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).  
 Erikson, E. H. (1966 und 1974<sup>2</sup>): Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).  
 Frei, F., Duell, W. & Baitsch, C. (1984): Arbeit und Kompetenzentwicklung. Theoretische Konzepte zur Psychologie arbeitsimmanenter Qualifizierung. Bern (Huber).  
 Frey, H.-P. & Haußer, K. (Hg.) (1987): Identität. Stuttgart (Enke).

- Goffman, E. (1963 und 1965<sup>4</sup>): Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity. Englewood Cliffs/N.J. (Prentice-Hall) (deutsch: Frankfurt a.M., Suhrkamp 1967).
- Habermas, J. (1968): Theorie der Sozialisation. Frankfurt a.M. (hektographiertes Manuskript zur Vorlesung).
- Habermas, J. (1976): Moralentwicklung und Ich-Identität. In: Ders.: Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus. Frankfurt (Suhrkamp), S. 63–91.
- Habermas, J. (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Haußer, K. (1983): Identitätsentwicklung. New York (Harper & Row).
- Henrich, D. (1979): Identität – Begriffe, Probleme, Grenzen. In: Marquard, O. & Stierle, K.: Identität. München (Fink), S. 133–186.
- Hoff, E.-H. (1985): Berufliche Sozialisation. Zur Verbindung soziologischer und psychologischer Forschung. In: Hoff, E.-H., Lappe, L. & Lempert, W. (Hg.): Arbeitsbiographie und Persönlichkeitsentwicklung. Bern (Huber), S. 15–40.
- Hoff, E.-H. (1986): Arbeit, Freizeit und Persönlichkeit. Wissenschaftliche und alltägliche Vorstellungsmuster. Bern (Huber).
- Hoff, E.-H. (1989): Die Erfassung des Kontrollbewußtseins durch Interviews. In: Krampen, G. (Hg.): Diagnostik von Kausalattributionen und Kontrollüberzeugungen. Göttingen (Hogrefe), S. 186–193.
- Hoff, E.-H., Lappe, L. & Lempert, W. (1983): Methoden zur Untersuchung der Sozialisation junger Facharbeiter. Materialien aus der Bildungsforschung Nr. 24, 2 Bde. (Max-Planck-Institut für Bildungsforschung).
- Hoff, E.-H., Lappe, L. & Lempert, W. (1990): Persönlichkeitsentwicklung in Facharbeiterbiographien. Eine Längsschnittstudie. Bern (Huber), im Druck.
- Hohner, H.-U. (1987): Kontrollbewußtsein und berufliches Handeln. Motivationale und identitätsbezogene Funktionen subjektiver Kontrollkonzepte. Bern (Huber).
- Hohner, H.-U. (1987): Kontrollbewußtsein, Arbeit und Beruf. In: Frey, H.-P. & Haußer, K.: Identität. Stuttgart (Enke), S. 88–101.
- Kern, H. & Schumann, M. (1970): Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein. Eine empirische Untersuchung über den Einfluß der aktuellen technischen Entwicklung auf die industrielle Arbeit und das Arbeiterbewußtsein. 2 Bde. Frankfurt a.M. (Deutsche Verlagsanstalt).
- Krais, B. (1987): Soziales Feld, Macht und kulturelle Praxis. Die Untersuchungen Bourdieus über die verschiedenen Fraktionen der herrschenden Klasse in Frankreich. Vortrag auf der Tagung „Klassen und Kultur“ der Sektion „Soziologische Theorien“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (hektographiertes Manuskript).
- Krampen, G. (1981): IPC-Fragebogen zu Kontrollüberzeugungen. Göttingen (Hogrefe).
- Krappmann, L. (1971): Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. Stuttgart (Klett).
- Lappe, L. (1984): Die Einführung des jungen Facharbeiters in den Produktionsprozeß. Berlin (Max-Planck-Institut für Bildungsforschung), hektographiertes Manuskript.
- Lappe, L. (1985): Berufsverlaufsmuster und Reproduktionsinteressen junger Facharbeiter. In: Hoff, E.-H., Lappe, L. & Lempert, W. (Hg.): Arbeitsbiographie und Persönlichkeitsentwicklung. Bern (Huber), S. 179–199.
- Leithäuser, Th. & Volmerg, B. (1988): Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung am Beispiel einer Sozialpsychologie der Arbeit. Opladen (Westdeutscher Verlag).
- Lempert, W. (1987): Veränderungen der moralischen Urteilsfähigkeit junger Facharbeiter. 1980/81–1987 und deren soziobiographische Bedingungen. Berlin (Max-Planck-Institut für Bildungsforschung), hektographiertes Manuskript.
- Lempert, W. (1988): Soziobiographische Bedingungen der Entwicklung moralischer Urteilsfähigkeit. Theoretische Überlegungen und empirische Befunde. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 40, S. 62–92.
- Marx, K. (1973): Ökonomisch-philosophische Manuskripte (1844). In: MEW Ergänzungsband. Berlin (Dietz).
- Mead, G. H. (1965): Mind, Self and Society. Chicago (University of Chicago Press). (Erstausgabe 1934, deutsch: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt a.M., Suhrkamp 1968).
- Müller, H.-P. (1986): Gesellschaft, Moral und Individualismus. Emile Durkheims Moraltheorie. In: Bertram, H. (Hg.): Gesellschaftlicher Zwang und moralische Autonomie. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 71–105.
- Nunner-Winkler, G. (1981): Berufsfindung und Sinnstiftung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 33, S. 115–131.
- Nunner-Winkler, G. (1983): Das Identitätskonzept. Eine Analyse impliziter begrifflicher und empirischer Annahmen in der Konstruktbildung. In: Hochschulexpansion und Arbeitsmarkt. Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 77. Nürnberg (Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit), S. 151–178.
- Nunner-Winkler, G. (1985): Identität und Individualität. In: Soziale Welt, 36, S. 466–482.
- Piaget, J. (1973): Das moralische Urteil beim Kinde. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Siegert, M. T. & Chapman, M. (1987): Identitätstransformationen im Erwachsenenalter. In: Frey, H.-P. & Haußer, K. (Hg.): Identität. Stuttgart (Enke), S. 139–150.
- Simmel, G. (1984): Das Individuum und die Freiheit. In: Ders.: Das Individuum und die Freiheit. Berlin (Wagenbach), S. 212–219.
- Tesch-Römer, C. (1987): Identitätstransformationen. Zur Identitätsentwicklung im mittleren Erwachsenenalter. Berlin (Max-Planck-Institut für Bildungsforschung), hektographiertes Manuskript.
- Tugendhat, E. (1979): Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung. Sprachanalytische Interpretationen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Volmerg, U. (1978): Identität und Arbeitserfahrung. Eine theoretische Konzeption zu einer Sozialpsychologie der Arbeit. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).

*Dr. Ernst-Hartmut Hoff  
Psychologisches Institut  
der Freien Universität Berlin  
Habelschwerdter Allee 45  
1000 Berlin 33*